

Mit der roten Pappnase den Glauben entdecken

CLOWN/ Gisela Matthiae zeigt, wie die Clownerie als Lebenskunst funktioniert und was das Schelmentum mit dem Evangelium zu tun hat.

«Uuh! Uuh!» Die Aufwach-Stossseufzer aus zwölf Kehlen tönen noch verhalten. Soeben haben die Teilnehmenden der Zürcher Landeskirche einen eintägigen Workshop begonnen, um die Clownerie als Lebenskunst einzuüben. Noch ist der Kopf der Clownnovizen im Alltagsmodus und will das Geschehen in der bunt zusammengewürfelten Gruppe kontrollieren. Das «Uuh» kommt gepresst und ziemlich beherrscht daher. Grundregel Nummer eins des Workshops ist noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen: «Du kannst als Clown keine schlechte Figur machen.»

Die Maxime hat Gisela Matthiae gleich zu Anfang für die zwölf kirchlichen Mitarbeitenden ausgegeben. Sie selbst ist schon lange in Kirchen, Tagungs- und Gemeindehäusern als Clown-Trainerin unterwegs und versucht, das klassische Vorurteil zu brechen: dass Humor und Kirche zusammenpassen wie Beelzebub und Weihwasser. Bereits 1992 tauschte sie den Talar der Gemeindepfarrerin mit dem Clownskostüm. Seither schnüffelt sie mit roter Nase in Bibelstellen und im Gemeindeleben nach Komik.

Um zu zeigen, dass Theologie und Clownerie eine vergnügliche Einheit bilden und um der auf Korrektheit bedachten protestantischen Kirche eine



Die Clownstheologin Gisela Matthiae

lange Nase zu machen, schrieb sie eine feministisch inspirierte Doktorarbeit mit dem Titel «Clownin Gottes».

OOHH! Zurück an den Hirschengraben in Zürich, wo im ehrwürdigen Saal im obersten Stockwerk gerade Gisela Matthiae auf das Kassettengerät drückt und sagt: «Jeder schaut dem anderen tief in die Augen.» Die Frauen und Männer



Clownskulptur: Beziehungsreich ineinander verhakt

tanzen umeinander herum, fixieren das fremde Gegenüber. In immer neuen Varianten begegnen sie sich tänzerisch. Ohne Worte stellt sich bald spielerisch Vertrauen her, werden Beziehungen geknüpft. Die Pfarrerinnen, Sozialdiakonen und anderen kirchlichen Mitarbeitenden erfasst die Leichtigkeit des Seins. Als das Clown-ABC der Vokale – «I» wie «Igitt», oder ein langgedehntes «O» für das Erstaunen an der Welt – eingeübt wird, hört sich das schon viel hemmungsloser an als die ersten Stossseufzer.

IGITTIGITT. Jetzt fischt Gisela Matthiae aus einem Beutel rote Nasen. Das leuchtende Utensil trägt sich wie eine Tarnkappe, lässt Zwänge und Konventionen abfallen. Nur der Gummigeruch sticht unangenehm in die Nase. Eine Teilnehmerin hält das Gummibällchen weit von sich und macht das «I» für «Igittigitt» so formvollendet, als würde sie mit dieser Clownnummer schon ein Leben lang auftreten. Kleine Sketches entstehen nun. Als am Schluss eine Gruppe mit aufgerissenen

Augen und verzweifelt offenem Mund vor der pantomimischen Szenerie eines brennenden Hauses steht, aus dem die Menschen nicht gerettet werden können, interveniert die Clown-Trainerin: «Clowns finden immer eine Lösung.» Gisela Matthiae spannt ihr gestreiftes Kurzarm-Leibchen nach vorn und lässt

«Clowns haben immer eine Lösung, die hoffen lässt. Auf Karfreitag folgt Ostern.»

GISELA MATTHIAE

die bangenden Menschen im virtuellen obersten Stockwerk mit einem Sprung ins «Sprungtuch» dem Inferno im letzten Moment entkommen.

Hier berühren sich Clownerie und Glaube am stärksten: Es geht um die überraschenden Wendungen. «Das hat die Clownerie mit dem Neuen Testament gemeinsam: Nach Karfreitag kommt Ostern», sagt Matthiae. **DELFBUCHER**

Wenn ein Clown die Bibel liest

In elf Kapiteln entfaltet die Theologin Gisela Matthiae in ihrem neuen Buch ein Pingpong aus clownesken Szenen und biblischen Motiven. Dabei werden auch Laien anspruchsvolle theologische Einsichten begrifflich, ohne dass die Lektüre banal wird. Nebenbei gewinnen die Lesenden mit Ratschlägen aus der «clownesken Reiseapothek» etwas für ihre eigene Lebenspraxis.

WO DER GLAUBE IST ...
Gisela Matthiae, Kreuz
2013, 223 S., Fr. 24,50

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Publizist
und Buchautor



Ein neues Spielzeug und eine alte Frage

SUPER! Ich besitze ein neues Spielzeug! Der Bub in mir freut sich. Ich kann mit diesem Dings hunderttausend Sachen machen. Theoretisch zumindest. In der Praxis sieht es etwas anders aus: Ich bin nämlich überfordert mit den vielen Anwendungen und beschränke mich deshalb auf ein paar wenige Funktionen, die ich auch begreife. Dazu gehören das Telefonieren, das Simsen und mein Lieblingsspiel: Wo bin ich?

SPIEL. Mit dem neuen Gerät, einem Smartphone, mache ich mich auf den Weg. Unterwegs ziehe ich es gelegentlich aus der Tasche und drücke auf das Symbol mit der Landkarte. Kartenausschnitte flitzen über den Bildschirm, bis schliesslich der richtige erscheint. Jetzt ruckelt ein kleiner, blauer Pfeil über die Karte, nähert sich meinem Standort, bleibt stehen, zuckt noch leicht und zeigt mir nun ganz exakt an, wo ich bin. Hurra, ich bin gefunden worden!

STERNE. Ich weiss, das ist heikel. Ich werde ja nicht nur gefunden, sondern auch verfolgt. Jeder Schritt, den ich mache, wird irgendwo registriert. Big Brother is watching you. Von diesem dunklen Gesellen lasse ich mir die Freude aber nicht verderben. Ich will mich finden lassen, ich möchte gefunden werden! Das Spiel vermittelt mir das beruhigende Gefühl, nicht so verloren zu sein in dieser weiten Welt. Früher haben die Menschen zu den Sternen geschaut, um sich unter dem Himmelsdach heimisch einzurichten. Sie glaubten, dabei sogar die Handschrift Gottes zu entdecken. Darüber lächeln wir heute – und starren ganz vernünftig auf unsere kühlen Smartphones.

FRAGE. Was guckst du ständig auf dieses blöde Ding, fragt meine Liebste. Ich betreibe Feldforschung, gebe ich zur Antwort, ich gehe einer alten Menschheitsfrage nach: Wo bin ich? Diese Frage steht schliesslich am Anfang aller Wissenschaft. Die frühen Forscher beobachteten den Himmel, um etwas über unsern Ort hier auf der Erde zu erfahren. Und vor Jahrtausenden schon begannen die Menschen, Landkarten in Tontafeln zu ritzen, um sich orientieren zu können. Karten zählen zu den ältesten Formen menschlicher Kommunikation. Im Hintergrund stand dabei immer auch die Hoffnung, auf dem Weg über den Aussenraum etwas zu erfahren über den Innenraum, über sich selber.

PFEIL. Also gut, ich gebe es zu, so ambitiös ist meine Feldforschung nun auch wieder nicht. Ich möchte einfach spielen. Manchmal spielt der kleine blaue Pfeil allerdings auch mit mir und findet mich an einem Ort, wo ich in Wirklichkeit gar nicht bin. Hallo, wo bin ich jetzt? Müsste ich nicht vielmehr dort sein? Oder bin ich vielleicht sogar dort, ohne es zu merken? Nein, Blödsinn, ich bin hier, genau da. Wo das ist, verrate ich meinem Smartphone allerdings nicht. Das geht den Grossen Bruder nichts an. Das bleibt mein kleines Geheimnis.

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z

ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert
Biblisches, Christliches und Kirchliches –
für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

Y F Ä D L E

«Yfädle» – das herrliche Dialektwort kommt in der Bibel nicht vor. Wunderbar passen würde es aber zu Lukas 18, 25, wo steht: «Denn eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.» Wie kommt Lukas zu diesem schiefen Bild? Wahrscheinlich handelt es sich um einen Übersetzungsfehler. Gemeint war wohl kein Kamel, sondern ein Seil. Im Aramäischen, der Sprache Jesu, heisst «gamla» Kamel und «gamta» Schiffstau. Auch im Griechischen liegen die Worte nahe beieinander: «kamelos» und «kamilos».

So oder so, der Vergleich schockiert. Mit Absicht. Die Reichen sollen ihren Besitz überdenken und sich fragen, ob sie wirklich besitzen oder ob der Besitz sie besitzt. Besitz ist nicht grundsätzlich schlecht, aber wer besitzt, muss teilen.

Auf der anderen Seite des Nadelöhrs ist das «Reich Gottes». Das ist die Kernbotschaft Jesu. Und dieses Reich ist nichts Jenseitiges. Wenn Menschen im Sinne von Gott handeln, dann ist es hier und jetzt Wirklichkeit. Erich Fromm sagt es so: Es geht um Haben oder Sein. Gott will «sein». Und wir haben

die Wahl. Gewiss ist nur, dass dort, wo unser Schatz ist, auch unser Herz ist (Lukas 12, 34). Die Aufforderung lautet also: Nicht konsumieren sollen wir, nicht neiden, nicht gieren, sondern ruhig und gelassen wachsen, lieben, echt sein, uns austauschen – auch materiell. Das Kamel bockt. Es will mehr.

Der Reiche fände das reife Glück wohl im Paradox «haben, als ob man nicht hätte» – frei nach 1. Korinther 7, 29. Wer loslässt und nicht am Besitz hängt, der wird leicht und schlank. So schlank, dass er ganz leicht «yfädlet». **MARIANNE VOGEL KOPP**